

Nr. 166. Bromberg, den 22. Juli 1930.

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.

(38. Fortsetzung.)

„Wenn man solche Erinnerungen hat, solche gemeinsamen Erinnerungen," sagte Paul endlich, „dann sind drei Tage der Bekanntschaft doch mehr als drei Jahre unter gewöhnlichen Umständen. Es ist mir jetzt selber unfaßlich, wie ich es nicht versucht habe, Sie wiederzufinden. Aber zuerst — da war diese Schwäche —, dann die Heimreise, die Rückkehr in das Elternhaus nach langer Abwesenheit, und dann —" Elsie stand da, ihre Augen lachten, wie es schien, ziemlich spöttisch, ja, er brach ab.

„Sie haben natürlich viel Wichtiges zu tun und zu denken gehabt. Bei mir war das anders. Ich bin immer viel allein gewesen. Ohne Mutter, ohne Geschwister, und der Vater hat seinen Beruf. Es war das Furchtbarste und doch das Größte, was ich erlebte, ich konnte nicht davon los."

„Und nun, wo wir zum zweitenmal zusammenkommen, Fräulein Trix, nun meint der Himmel es so gut mit uns. Setzt uns in diesen schönen Erdenwinkel an einem der schönsten Frühlingstage, gibt uns Jugend und Gesundheit dazu, alle Schönheit zu genießen, was sollen wir tun, ihm zu danken?"

„Uns dran freuen aus Herzensgrund, Herr Heinecken. Ich habe zu Hause einen kleinen Kalender, den schenkte mir eine geliebte Kusine, als ich ein kleines Ding war, und sagte dabei: In diesem Kalender sollst du jeden Tag rot anstreichen, der so recht, recht schön war. Ich will dich fragen, wenn du zehn Jahre älter bist, wieviele Tage angestrichen sind. — Damals, ich war elf Jahre, hab' ich darüber gelacht. Ich dachte, in zwei, drei Jahren ist jedes Datum mit einem roten Strich versehen. — Nun sind die zehn Jahre nächstens um —" Sie verstummte.

„Und wenn also Ihre Kusine Sie fragen wird —"

„Sie wird mich nicht fragen. Sie war ein Liebling der Götter. Sie wissen, die gehen früh den letzten Weg. Aber mir ist das kleine Buch seitdem noch viel lieber, wie ein Vermächtnis. — Diesen Tag heute, den will ich anstreichen. Nicht nur einen Strich soll er haben, sondern einen Stern. Sterntage sind wohl nur ein halbes Dutzend in dem Buch."

„Das ist eine hübsche Idee. Ich möchte mir auch solch ein Buch mit Sterntagen anlegen, aber ich fürchte, vor einem so trockenen Menschen wie mir, da laufen die Sterntage davon."

„Sind Sie trocken? Davon hab' ich noch nichts gemerkt. Ich kann so offen mit Ihnen sprechen wie nur mit meinem Vater. Und Sie lachen nicht über meine Gedanken."

Die Sonne senkte sich dem Westen zu. Lange violette Lichter lagen über der Ebene, von unten, vom Horizont her, flammte es feuerfarben dazwischen, weißer Duft stieg aus den Tälern. Trix stand auf. „Wir müssen gehen. Ich glaube, wir haben drei Stunden hier oben gesessen. Nun kommt der Abitiea."

Es klang wie Resignation. — Paul wußte kein rechtes Wort darauf zu finden.

Beim Abendessen im Hotel war sie still und versonnen, während die beiden Herren politisierten und über Handelsfragen sprachen.

Früh am andern Morgen mußte Paul reisen.

Als sie sich abends die Hände zum Abschied gaben, hätte er gern ein Wort von Wiedersehen gesagt. Doch in ihm war eine Stimme: „Laß das sein. Knüpfe nicht wieder an einen guten Tag ein ganzes Leben voll Hoffnungen. Sei dankbar, daß dir Menschen ihre Freundschaft schenken, die wirkliche Freunde sind und bleiben werden. Bescheide dich."

Er fuhr am nächsten Tage noch einmal an den Rhein und suchte Herrn Canter auf und fand ein anderes Entgegenkommen, machte gute Abschlüsse, bekam Empfehlungen an weitere Firmen, war sehr zufrieden, als er nach fünf Tagen im Schnellzug Köln—Hamburg saß und die letzten Wochen überdachte. Und dann schrieb er noch im Zug eine Karte an Herrn Müller, fügte einen Gruß an Fräulein Trix hinzu, und hoffte auf ein Wiedersehen im nächsten Jahre. — Die Karte würde sie in Köln treffen, denn nun mußten sie auch auf der Heimfahrt sein.

*

Mittags kam er in Hamburg an, ging erst zum Geschäft, fand Hans Soltau nicht, denn der war auf der Börse, und so fuhr er zum Essen nach Hause. Es war Sonnabend, da wollte er sich einen Nachmittag als Beschluß der Reisefreiheit gönnen.

Dora hatte ihn noch nicht erwartet. In ihrem neuen Heim in der Ritterstraße, wo sie ein nettes, nicht zu großes Haus bewohnten, war aber alles in tadelloser Ordnung, und sie brachte nach dem ersten Erstaunen auch ein ebenso tadelloses Mittagessen auf den Tisch.

„Ich fahre noch zu Soltau", sagte Paul. „Hans war zur Börse, ich denke, er fährt heute auch nicht wieder in die Stadt. Es ist ja auch schon fünf durch. Soll ich da was von dir bestellen?"

Soltaus wohnten noch in der Heineckenecke, doch klagten sie, daß es da nicht mehr behaglich wäre. Lärm und Menschen und Staub nehmen überhand, und Sonntags dudelte ein Karussell, und in einem Biergarten knallten die Kegelkugeln — das Ganze bekam einen heruntergekommenen Anstrich. Sie wollten auch fort, irgendwo an die Alster, das Haus war schon verkauft.

Paul fand den alten Herrn vor seiner Tür im Vorgarten. Er band Nelken hoch, das waren seine Lieblinge. Im Winter hatte er sie im Kalthaus durchwintert, nun kamen sie ins Freie.

„Na, wie siehst denn du aus?" begrüßte er den Neffen. „Zehn Jahre jünger geworden. Ordentlich blanke Augen hast du ja. Wenn der Rhein so gut bekommt, fahre ich nächstens auch hin."

„Du hast es nicht nötig, Onkel Soltau."

„Das sagst du. Weißt du, daß Elsie wieder zu Hause ist?"

„Wieder zu Hause? Wie meinst du das? Zum Besuch, oder —"

„Besuch! Nein, sie ist wieder bei uns. Ihre Ehe ist zu Ende." Der alte Herr sah sehr gedrückt aus. Otto Soltau, der immer heitere, hatte sein vergnügtes Gesicht ganz verloren.

„So", sagte Paul nur. Dann schwiegen sie beide eine ganze Weile.

„Ja, ja, Paulchen. So ist das nun. — Jeder Mensch muß seinen Wechsel zahlen. Auch die, die er sich auf das Glück ausgestellt hat. Mir ist es ja immer ganz nett gegangen im Leben. Komm, wir gehen ein bißchen hinten in den Garten." Und wie sie unter den alten Bäumen auf und ab schritten, fing er wieder an: „Sieh mal, ich hab' als Geschäftsmann viel Glück gehabt. Anders hab' ich mir das ja gedacht, als ich hoffte, Kompagnon deines Großvaters zu werden. Da war alles großzügiger, stärker, voll Leben. Na, das war nichts, und ich bin so ja auch nicht schlecht gefahren. Wenn ich mal die Augen zutue, haben Mercedes und die Kinder ein gutes Vermögen. Und ich hab' die Frau bekommen, die ich haben wollte. Das war mein großes Los. Wir haben uns lieb wie am ersten Tage. Es gibt nicht viele Eheleute, die das sagen können. Aber — es ist doch die andere Rasse. Sie sagten mir das damals in Java: Es rächt sich an den Kindern. Ich hab' drüber gelacht. Es rächt sich doch, Paul. Hans — nun, er hat durchgeseucht, und ich hoffe, er wird seinen Jungen — bißchen fremdartig ist der Bengel ja — zu einem ordentlichen Menschen machen. Aber es gab doch schwere Jahre. Und Bernhard — es ist nicht laut geworden, aber ich weiß, er hat mal mit dir davon gesprochen, und du hast ihm geholfen, na ja, ich will nicht viele Worte drum machen. Wir helfen uns alle mal. Aber das verdammte Spiel saß ihm fast ebenso tief wie Hans die Weiber. Es ist da bei verschiedener Blutmischung, als liefe irgendein dunkler Tropfen hinein in die Adern und riefe die Urinstinkte der Menschenrassen wieder wach. Und nun Elfie —"

Sie gingen still hinunter.

Als Soltau nicht wieder begann, fragte Paul endlich: „Hat Fritz sich eine Untreue zuschulden kommen lassen? Will sie deshalb von ihm fort?"

„Eine? Ach, bester Paul, das wäre nicht schlimm, so wie die beiden denken. Sie sind längst auseinander, wie sie eigentlich nie eins gewesen sind, in dem Sinne, wie unsereins die Ehe auffaßt. Er geht seiner Wege, sie geht ihrer Wege, ja, das ist das Schlimmste. Müßte mein Kind leiden, viel leiden, aber es litte unschuldig, ich wollte dankbar sein. In meinem Hause sollte es ihr so warm werden, daß sie alles überwände — und stärker würde in ihrem Leid. — Aber sie leidet gar nicht besonders, sie ist nur verstimmt, gereizt, wütend auf das Leben, das ihr nicht alles gibt, was sie will. Sie möchte nun einen anderen, und der andere, der wohl mit ihr gespielt, der will sie nicht. Es ist darum, um diesen anderen, endlich zwischen ihr und Fritz zum Bruch gekommen, nun will sie nicht zurück, kann es auch nicht, und vor ihr liegt alles sehr dunkel. — Dunkel wenigstens, so wie wir das ansehen."

„Arme kleine Elfie."

„Es wäre alles anders geworden, wenn sie dich lieb hätte, Paul."

„Vielleicht. Aber sie hatte mich nicht lieb. Der dunkle Tropfen, von dem du sagst, Onkel. Ich war für eine Elfie viel zu schwerblütig. Ich wäre ihr ein Stein im Wege gewesen, eine Schlinge, wie sie fliegen wollte."

Sie sahen bei einer Wendung, dem Hause zu, Frau Mercedes am Fenster. „Ich will doch Tante guten Tag sagen. Wie elend sie aussieht."

„Sie hat wieder viel mit ihren Gallensteinen zu tun. Der Arzt sagt: Operieren. — Wir haben ja jetzt glänzende Operateure in Hamburg, aber sie meint, sie würde es nicht überstehen. Ich glaube, sie fühlt sich viel matter, als sie uns zeigen will. Und nun noch dies —"

Etwas legte sich Paul drückend auf die Brust, als sie in das Haus traten. Nun würde er auch gleich Elfie gegenüberstehen. Zum erstenmal seit fünf Jahren. Er steifte sich innerlich. Nur nicht spüren lassen, daß er gelitten. Nur nicht so viel Mitleid mit ihr empfinden, daß dies Mitleid ihn zu eigenem neuem Leiden zwang.

Er stand vor Frau Mercedes und wechselte die üblichen Fragen nach Befinden und Reise, da knisterte es hinter ihm von seidenen Röcken. Elfie war aus dem Nebenzimmer getreten.

Paul wandte sich um. Und da war alle innere Unruhe vorbei. Nein, diese Dame mit der hochmodernen Frisur, mit den dunklen Brauen, denen jetzt jeder die Nachhilfe ansah, mit dem starken Fliederduft um sich, diese elegante, übereleganten Frau — seine Elfie, die er so grenzenlos lieb gehabt, die hatte nichts mit dieser mehr gemein.

„Paul." Ihre Stimme hatte schmeichelnden Klang. „Einer aus der lieben, alten Zeit. Ach Paul, wie viele Jahre haben wir uns nicht gesehen. Und inzwischen bist du ein großer Mann geworden." Ein kleines Lachen. „Sie singen mir alle dein Lob, seit ich zuhause bin. — Mama, wollen wir immer stehen bleiben?"

Doch als Frau Mercedes mit einer Handbewegung zum Sitzen einlud, sagte Paul: „Dora wartet auf mich. Ich hatte eigentlich nur Hans sprechen wollen, wegen des Geschäfts. Da er erst zum Abend zu kommen scheint, will ich doch noch einmal in die Stadt fahren, es ist ziemlich viel, was ich ihm zu sagen habe." Er nahm Abschied.

„Ich bring' dich an die Pforte", sagte Elfie. „Ich habe einen wahren Heißhunger nach den alten Bekannten, du mußt mir noch von deinen Schwestern erzählen."

Sie gingen zusammen durch den Garten, und an der Pforte blieben sie — da die junge Frau eifrig sprach — stehen.

„Wie das hier alles unverändert ist, Paul. Nur du bist ein anderer geworden. So energisch siehst du aus, so männlich. Warum warst du nicht schon damals so?" Ein Seufzer. „Und was hab' ich inzwischen alles durchmachen müssen. — Die große Leidenschaft. — Auf der Bühne hat sie das Wort und macht sich wunderschön, aber im Leben. Wenn man sich morgens gegenübersitzt beim Kaffee, und abends sieht, wie der andere zu gähnen beginnt, und mittags hören muß, daß der Mann über ein schlecht gebratenes Huhn seine ganze Würde vergißt. — Eben noch ein König auf den Brettern oder ein duldender Held oder ein Romeo in Liebesekstase, und sobald er mit der Frau allein ist, da bleibt nur der eitle, selbstbewußte Ehemann übrig. Die ganzen erhofften Wunder und Phantasien gehen in ein paar Monaten verloren."

Paul stand und sah sie ruhig an. Wie sie noch immer alles so zu drehen wußte, daß der andere Teil Schuld trug. Vielleicht erst in diesem Augenblick erkannte er in der fernen Vergangenheit schon im Kinde die gleiche Art. Damals hatte er das nicht verstanden und innerlich geschäumt, wenn Dora sie den kleinen Satan mit den Taubenaugen nannte, jetzt sah er ein, wie recht die Schwester gehabt. Aber er ließ sie reden. Ihm war, als würde ihm, elegant und gewandt, eine Komödie vorgespielt, und er müsse Kritik üben.

„Ja, und nun bin ich flügellahm heimgekehrt. Und die Eltern können das nicht verstehen. Die sind von der alten Schule, wo die Ehe wie bei den Katholiken ein Sakrament war. Ach, Paul, ob es Menschen gibt, bei denen sie das wirklich ist?"

„Bei deinen Eltern sicher."

„Ja, die Alten. — Nein, ich meine bei jungen Menschen." Sie sah ihn von unten her an, ein bißchen zärtlich, ein bißchen schelmisch, es rührte ihn gar nicht. Was ging ihn diese Weltdame an? Deren Tonfall man es anhörte, daß sie Kurse genommen, sich die Bühnensprache anzueignen. Es mochte das sehr hübsche, weiche und doch sonore Töne ergeben, aber ihm waren sie fremd. Die kleine Elfie, die mit durch die Gärten getollt war, die er geschaukelt und in der Sportkarre gefahren hatte, die sein Glück gewesen war und sein Tyrann, die war tot.

„Wir finden wohl noch öfter Gelegenheit, uns zu sprechen", sagte er, „du mußt es mir nicht übel nehmen, wenn ich jetzt gehe. Die nächste Straßenbahn fährt in drei Minuten. Ich kann sie noch gerade erreichen."

Mit einem bösen Blick sah sie ihm nach.

Paul spürte den Blick nicht. Mit schnellen, schwingenden Schritten ging er der Bahn entgegen, und in ihm war ein großer Jubel. Eben, wie sie da zusammen standen, wie er spürte: Die Jugendliebe war tot, da hatte ein klares Auge ihn angestrahlt, er hatte einen warmen, festen Händedruck empfunden, und eine Stimme, die nicht unecht klingen konnte, sagte: „Dieser Tag soll einen Stern haben. Sterntage sind selten in meinem Leben."

In seinem waren sie es auch gewesen. Aber nun sollten sie kommen. Ganz schnell, wie eine Eingebung aus einer anderen Welt, hatte das vor ihm gestanden: Das Alte ist

vergangen, es ist alles neu geworden. Du lieber Kamerad mit den Sterntagen, mit den Sternaugen, wie hab' ich nur so von dir fahren können. Wie hab' ich nur zaudern und schwanken und fürchten können! Aber noch ist es nicht zu spät. Noch kann ich zurück zu dir und mein Glück holen.

Es flog alles nur so durch ihn hin.

In der Straßenbahn saß er, sah nicht, wie ihn ein Bekannter grüßte, stieg ganz mechanisch aus, rannte mehr als er ging zum Kontor, fiel Hans Soltau, der gerade die Kurse studierte, förmlich auf den Schreibtisch und rief: „Du, ich muß gleich wieder zurück an den Rhein. Ich hab' was ganz Notwendiges vergessen."

„Was ist denn mit dir los? So aufgeregt. Mensch, hast du dich verlobt?"

„Noch nicht. Aber — sag' mal, der D-Zug nach Köln, geht der nicht um acht vom Hauptbahnhof?"

„Willst du den noch erwischen? Dann darfst du dich eilen. Hast du denn dein Gepäck schon bei dir?"

„Gepäck? Ach so. Weißt du, das geht auch am Ende mal ohne Gepäck. Ich fahr' ja die Nacht durch, und morgen kann ich mir in Köln kaufen, was ich brauche."

„Morgen ist Sonntag."

„Sonntag? Ach nee. — Na, dann muß es auch so gehen. Wiedersehen, Hans. Wenn ich Montag noch nicht wieder da bin, dann komm —"

„Dann kommst du auch sobald noch nicht. Kann ich mir denken. Alles Glück auf den Weg, alter Junge." Er sah dem Kompagnon nach, wie der wieder die Haustreppe hinunterrannte. „Na, den hat es aber gründlich. Hoffentlich ist es zu seinem Glück."

(Schluß folgt.)

Wie benehmen Sie sich am Kochherd?

Eine Rundfrage von Hans Morgan.

Kochen ist bekanntlich auch eine Kunst. Und zwar eine, mit der sich eine Frau unter Umständen ein Männerherz eher und dauernder erobern kann als durch die raffiniertesten Toilettekünste. Womit ich allerdings nicht gesagt haben will, daß wir Männer nun durchweg so prosaisch sind, andere Künste an einer Frau als die Kochkunst nicht zu schätzen. Wenn auch die Liebe des Mannes sehr oft und ausgiebig durch den Magen geht, so durch und durch animalisch ist er denn doch wieder nicht, daß er eine Frau nur nach ihrem Benehmen am Kochherd beurteilt.

Eine besondere Stellung in dieser Beziehung nehmen unsere Künstlerinnen von Bühne und Film ein, von denen ja immer allgemein behauptet wird, sie verständen vom Haushalt soviel wie etwa eine dörfliche Gänseliese von Einsteins Relativitätstheorie und vermöchten ein Beefsteak nicht von einem Wiener Schnitzel zu unterscheiden. Um diese Behauptung einmal ad absurdum zu führen, habe ich mich an einige unserer bekanntesten Künstlerinnen gewandt und sie gebeten, mir zu verraten, wie sie sich am Kochherd benehmen. — Hier die Antworten:

Marlene Dietrich,

die mit ihrer Rolle im „Blauen Engel" einen Welterfolg errang und seit kurzem in Hollywood weilt, schrieb:

„Ich war 16 Jahre alt, als ich mich zum ersten Male am Kochherd versuchte. Und zwar wollte ich meinem Vater zu seinem Geburtstag eine freudige Überraschung bereiten, der für sein Leben gern eine Spezialität meiner Mutter aß: eine Art Schokoladentorte im Sandwichformat. Als ich nach vielen Mühen damit fertig war, hatte die Torte solche Ähnlichkeit mit einem — Brikett, daß meine Mutter sich nur schwer abhalten ließ, den Ofen damit zu heizen. Mein Vater brachte aber doch soviel Selbstüberwindung auf, wenigstens davon zu kosten, um mich nicht ganz unglücklich zu machen. Seitdem habe ich jedoch in den Geheimnissen der Koch- und Backkunst solche Fortschritte gemacht, daß ich allerlei kleine Leckerbissen anzufertigen verstehe, von denen manche meiner Bekannten — boshafterweise? — behaupten, sie ständen an Güte meinen schauspielerischen Künsten wenig nach!"

Lilian Harvey,

die liebenswürdige blonde Filmschauspielerin, die schon so manchem Hypochonder mit ihren übermütigen Rollen das Lachen beibrachte, läßt sich also vernehmen:

„Kochen? Ui jeh! Da verkrieche ich mich schleunigst in den äußersten Winkel und bekenne mit schuldbewußter Miene, daß ich am Kochherd so unwissend stehe wie ein neugeborenes Kind. Das überlasse ich — wenn es schon sein muß — meiner Mutter, die es um so besser kann! Ich begnüge mich damit, künstlerische Kochprodukte mit Appetit zu verspeisen, wobei ich allerdings nicht meine — schlanke Linie außer acht lassen darf!"

Henny Porten,

die eben wieder mit ihrem Tonfilm „Skandal um Eva" einen großen Erfolg hatte, plaudert:

„Meine Küche ist ein kleines Schmuckkästchen, das jeder, auch der anspruchsvollsten Hausfrau gewiß Freude bereiten würde. In meinen Mußestunden binde ich mir eine große Schürze um und pflanze mich so vor meinem Mann auf, der dann schon weiß, daß ich heute wieder meine „Kochwut" habe. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß er sich immer freudig überrascht zeigt und mir im Zeitraum von fünf Minuten so unendlich viele seiner Lieblingsgerichte aufzählt, daß ich mindestens vierzehn Tage ununterbrochen am Kochherd verbringen müßte, um damit fertig zu werden. Wir einigen uns aber immer auf ein einziges, das ich dann mit aller Liebe und Hingabe an eine gute Sache produziere. Und schmecken muß wohl auch, was ich koche, denn mein Mann ißt an solchen Tagen immer doppelte Portionen!"

Lil Dagover,

die ebenso schöne wie kluge Künstlerin, zäumt sogar ihren sehr niedlichen Pegasus und dichtet:

„Gewöhnlich ist ein Mann begeistert,
Wenn seine Frau die Kochkunst meistert,
Und läßt — trotz aller sonst'gen Mucken —
Herab sich, einmal Topf-zu-gucken!
Und füll'n die Nase dann die Dünste
Der produktivsten aller Künste,
Sich seine Laune jähe steigert,
So daß der Frau er nichts — verweigert!
Ich habe manches schon verbrochen
In Film und Bühne und beim — Kochen,
Das Liebste ist mir: andern Frauen
Beim Kochen heimlich — zuzuschauen!"

Brigitte Helm,

die aparte Filmschauspielerin, die ihrem großen Erfolg in „Metropolis" manchen anderen folgen ließ, bekennt:

„Ich habe einen Hund. Ein liebes, geliebtes Tier. Dem koche ich sehr oft herrliches Kartoffelmus mit Speckwürfeln vermischt. Eine Götterspeise für ihn! Damit aber erschöpft sich auch mein Benehmen am Kochherd, denn ich fürchte, was ich auch kochen würde, es würde immer — Kartoffelmus mit Speckwürfeln werden! Und darauf will ich's nicht ankommen lassen!"

Gerda Maurus,

die schöne, schlanke „Frau im Monde", schreibt:

„Ich habe zwar eine vorzügliche Köchin, die ihr Metier versteht. Aber manchmal lasse ich es mir nicht nehmen, selbst den Kochlöffel zu schwingen und mir eigenhändig eine meiner geliebten Wiener Mehlspeisen zu bereiten. Und daß meine Köchin sich herabläßt, davon zu kosten und ihnen eine gute Zensur auszustellen, mag als Beweis dienen, daß ich nichts verderbe und am Kochherd nicht ganz so ungeschickt bin, wie man von uns Künstlerinnen immer anzunehmen geneigt ist!"

Frieda Richard,

die beliebte Mutterdarstellerin aus unzähligen Filmen, beendet den Reigen:

„Wenn ich nicht gerade von früh bis abend im Filmatelier zu tun habe, lasse ich mir natürlich mein Recht als Hausfrau nicht kürzen und koche! Kochen kann man wirklich bis zu einer Kunst steigern, die für die Ausführenden sowohl als auch für die „Genießenden" zu einer ebenso reinen

Befriedigung werden kann wie eine andere künstlerische Leistung. Mein Mann behauptet kategorisch, daß das Kochen sogar meine beste Kunst sei und mit meinen schauspielerischen Darbietungen gar nicht verglichen werden dürfe. Wenn Sie ein Verlangen danach haben, diese Behauptung auf ihre Richtigkeit hin nachzuprüfen, sind Sie herzlichst eingeladen!"

Die Karriere der schönen Peggy

Liebe, Ehe und — Dollarmillionen.

„Die Männer, die Ehe und ich", das ist der Titel jenes Memoirenbuches, das Peggy Joyce zur Verfasserin hat. Peggy Joyce, Filmstar, Tänzerin und Matadorin der Liebe. Peggy Joyce ist heute nicht viel älter als zwanzig Jahre; trotzdem war sie schon fünfmal verheiratet und die Zahl ihrer Liebhaber ist Legion.

Die schöne Frau erzählt jetzt — wie bereits kurz berichtet — ihre Erlebnisse frei von der Leber weg, ungehindert von irgendwelcher Prüderie oder Diskretion. Sie berichtet, daß sie in Norfolk als schlichte Margaret Upton geboren ist und daß sie mit fünfzehn Jahren ihren Eltern mit einem Varietéartisten durchgebrannt war, der ihr Herz als erster entflammt hatte. In Colorado lernte sie Everett Archer kennen, einen reichen Lebejüngling, der sie vom Fleck weg heiratete. Nur zwei Tage dauerte diese Ehe, dann lief Peggy davon: „Die Liebe ist nicht schön und romantisch; sie ist abscheulich und abstoßend." Das war das Fazit dieser ersten Ehe. Reumütig kehrte sie zu Heurton, ihrem Artistenfreund, zurück. In Washington wurde Peggy zur Tänzerin ausgebildet; dort trat sie auch auf und lernte ihren zweiten Gatten kennen: Sherburne Philbrick Hopkins. Sie war knapp 16 Jahre alt, als sie diese zweite Ehe einging. Drei Monate lebte Peggy Hopkins als schöne und bewunderte Frau der Washingtoner Gesellschaft, dann war sie auch diese Ehe überdrüssig. Sie ging nach Newyork und meldete sich bei Ziegfeld, der das schöne und graziöse Geschöpf auf der Stelle engagierte, mit einem Wocheneinkommen von 700 Dollar, das gerade ausreichte, Peggys Bedarf an Strümpfen und Handschuhen zu decken. Für das übrige sorgten Peggys neue Freunde, Sonny Whitney und Tommy Hitchok. Auch diese beiden wurden ad acta gelegt, als Peggy während eines Gastspiels in Chicago Stanley Joyce kennenlernte, jenen Krösus, der seiner jungen Frau allen raffinierten Luxus verschaffte, den man sich nur ausdenken kann. Geld spielte hier keine Rolle und Peggy erzählt, daß sie in einer Woche annähernd eine Million Dollar für unnütze Dinge ausgab, beim Shopping. Während einer Europareise, in Paris, bekam Peggy auch ihren dritten Mann über; die Ehe wurde geschieden und Peggy war — mit einer Abfindung von zwei Millionen Dollar — von neuem frei. Die Freiheit dauerte indes nicht lange, die zwei Millionen hatten sich unter den schönen Händen Peggys bald verflüchtigt und Graf Gosta Morner war ausersehen, fünfter Mann und Geldspender der Tänzerin zu werden. Diesmal dauerte es sechs Wochen, bis Peggy genug hatte. Vorläufig endgültig genug, denn von nun an lebt sie in einem wilden Wirbel von Anbetern, die miteinander wetteifern, dem kleinen Vampir alle Reichtümer der Erde zu Füßen zu legen. Diplomaten, Großkaufleute, Finanziers, Grafen, Prinzen — da ist alles vertreten, was zahlungsfähig ist und was sich leisten kann, dem Hofstaat einer Peggy Joyce anzugehören. Es gibt nichts, was die schöne Frau sich zu versagen brauchte; sie besitzt alles in Fülle und Überfluß und sie kann sich rühmen, den schönsten und größten Diamanten der Welt zu besitzen, einen 127karätigen Edelstein, den ihr ein amerikanischer Automobilfabrikant vor einiger Zeit geschenkt hatte.

Peggys Memoirenbuch findet in Newyork reißenden Absatz. Man stürzt sich auf diese offenen Bekenntnisse, die einen Einblick gewähren in jene Welt, die den Damen der Gesellschaft bisher als Buch mit sieben Siegeln erschien.

St. F.



Bunte Chronik



* **Ein vergiftetes Meer.** Das Schwarze Meer, das stellenweise über 2000 Meter Tiefe hat, ist nach den Untersuchungen von Andrussow in seinen tiefer als 400 Meter liegenden Wasserschichten durch Schwefelwasserstoff vergiftet und enthält hier keine Lebewesen, außer Schwefelbakterien. Die Ursache wird darin gefunden, daß das ihm zuströmende Süßwasser zwar eine Menge von organischen Stoffen dem Meere zuführt, selbst aber durch den Bosporus rasch abfließt, während in der Tiefe ein aus dem Ägäischen Meere stammender Meerwasserstrom zwar salzhaltiges Wasser, aber keinen Sauerstoff zuführt. Das schwach salzige Oberflächenwasser, das sich deutlich von dem starksalzigen Wasser der Tiefe unterscheidet, wird so von horizontalen Strömungen beherrscht, daß senkrechte Strömungen, die die schädlichen Gase der Tiefe an die Oberfläche und den Sauerstoff in die Tiefe führen können, nicht vorhanden sind oder keine Wirkung üben können. Das Wasser der Tiefe, in dem die hinabgesunkenen organischen Stoffe sich zersetzen, ist daher mit Schwefelwasserstoff so angefüllt, daß keine Organismen außer den Schwefelbakterien dort gedeihen können.

* **Der größte Wohltäter Newyorks.** In der Gegend Newyorks, wo seit Jahrzehnten Armut und Elend ihren Wohnsitz haben, wohnt auch ein ungewöhnlicher Mann, der sein ganzes Leben der Linderung der Not der armen Bevölkerung der reichsten Stadt widmete. Jedermann kennt ihn in Newyork unter dem Namen „Mister Zero". Sein richtiger Name ist Urban Ledoux. Er ist französischer Abstammung und in Kanada geboren. Vom Vater erbte er bedeutende Industrieunternehmungen, widmete sich aber erst der diplomatischen Karriere und war 11 Jahre kanadischer Konsul in Rio de Janeiro, Prag und Bordeaux. Plötzlich verließ Ledoux den diplomatischen Dienst und begab sich nach den Vereinigten Staaten, wo er am Vorabend des Eintritts Amerikas in den Krieg (1917) einen Weltverein für Erhaltung des Friedens zu gründen versuchte. In der Newyorker Gegend Bowrey stieß er zum ersten Male auf das furchtbare Elend der ärmsten Bevölkerungsschichten. Aus eigenen Mitteln errichtete er große Speiseküchen für Kinder, Greise und Invaliden, Pflegeheime für verlassene Säuglinge. Im Jahre 1922 erweiterte Mister Zero bedeutend den Kreis seiner Wohltätigkeit. In den armen Stadtteilen Newyorks wurde an die Armen auf seine Rechnung Brot verteilt. Sein ganzes Vermögen wurde für diese Zwecke verwendet. In den Sommermonaten bereist Mister Zero die großen Städte Amerikas, wo er Vorträge über seinen Lebenszweck hält. Im vorigen Jahre brachten diese Vorträge die bedeutende Summe von zwei Millionen Dollar ein, die natürlich zum besten der Armen Newyorks verwendet wurden.

Lustige Rundschau

* **Alles ist relativ.** Der Herr Lehrer in der Schule weiß, daß Unterricht und Belehrung immer dann am wirksamsten und anschaulichsten sind, wenn sie sich an das Aktuelle halten — also Dinge behandeln, die gerade im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stehen. Und weil der Herr Lehrer gerade Botanik behandelt, und weil jetzt gerade die Kirschenzeit ist, so spricht er zu den Jungens von der Kirschblüte, von der Befruchtung durch die Bienen und von der Fruchtbildung. Und schließlich fragt er, bei der reifen Kirsche angelangt: „Wann ist die beste Zeit zum Kirschenpflücken?" — Es meldet sich — der größte Schlingel der Klasse, und der Lehrer freut sich, daß auch einmal von dieser Seite eine Antwort kommt. „Nun, Franz, wann ist die beste Zeit zum Kirschenpflücken?" — „Wenn dem Nachbar Hinnerk sein großer Hund nicht im Garten ist", sagt Franz, halb verschämt, halb stolz darüber, in einer so wichtigen Sache Auskunft geben zu dürfen. **Max Cerous.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.